

DÖLF WILD: Das Predigerkloster in Zürich. Ein Beitrag zur Architektur der Bettelorden im 13. Jahrhundert (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich, Bd. 32). Zürich: Zürich und Egg 1999. 324 S., 332 Abb. und Graphiken, 6 Tafeln. Geb. DM 143,-.

Die vorliegende großformatige und umfangreiche Publikation ist eine akribische Auswertung der Bau- und Bodenuntersuchungen, die auf der Großbaustelle Zentralbibliothek Zürich zwischen 1990 und 1996 durchgeführt wurden. Auf diesem Areal befand sich das 1524 aufgehobene Dominikanerkloster, das – danach als Spital in Verwendung – 1887 einem Großbrand zum Opfer fiel und abgetragen wurde. 1914/17 wurde auf dem Areal die Zentralbibliothek errichtet, die nach 1990 einem Neubau weichen mußte. Nicht der Zerstörung anheim fiel die Klosterkirche. Nach der Reformation zwar profaniert, wurde das Langhaus nach einiger Zeit als reformierte Pfarrkirche hergerichtet. In den Chor wurde 1871/73 die Kantonsbibliothek verlegt und dabei tiefgreifende Eingriffe in die Substanz des Baues vorgenommen. Der Chor gehört auch heute noch zum Ensemble der Zentralbibliothek.

Im Zentrum der mit zahlreichen Photographien, Grundrissen und Graphiken ausgestalteten Monographie steht der auch dem Umfang nach zweite Teil (S. 36–211), der sich mit der Baugeschichte der Predigerkirche befaßt. Mit Blick auf den Forschungskomplex »Bettelordenskirchen« ist dabei das zweite Kapitel (S. 46–99) zum ersten Kirchenbau das wichtigste. Denn von diesem ist trotz der späteren Umbauten noch so viel Bausubstanz erhalten geblieben, daß aus deren Deutung Umfang und Gestalt der ersten Predigerkirche den Grundzügen nach rekonstruiert werden können.

Der 1230/31 begonnene und nach einem einheitlichen Plan dann zügig ausgeführte Bau war eine romanische dreischiffige Pfeilerbasilika mit ausladendem Querschiff und einem an die Vierung anschließenden quadratischen Altarraum. Im Gegensatz zu diesem geraden Abschluß schlossen die Ostwände der Querflügel mit leicht gestelzten Apsiden. Der ganze Bau (also auch Altarraum und Vierung) hatte (wahrscheinlich) eine flache Holzdecke; Altar- und Vierungsquadrat waren 24,6 m lang, das Langhaus im ersten Bauabschnitt 25 m, in zwei Erweiterungen (vor 1268) dann um 12 m nach Westen verlängert. Mit der fast gleichzeitig fertiggestellten Barfüßerkirche (66,5 m) waren die beiden Mendikantenbauten die größten Kirchen der Stadt (Frauenmünster 57,7 m, Großmünster 55,0 m, St. Peter 28,5 m). Man hat es also (auch vor der Langhausverlängerung) mit einem kultischen Großbau zu tun. Die elf Abbildungen der visualisierten computergesteuerten Rekonstruktion von Kirche (innen und außen) sowie der Gesamtanlage vermitteln einen ungefähren Eindruck des Bauwillens: In Stil und Form Fortsetzung der der südwestdeutschen Kunstlandschaft eingepaßten Kultbauten von reformierten Kanonikern, Prämonstratensern und auch Zisterziensern des 12. Jahrhunderts.

Dieser konservative Bau wurde von Grund auf von den 1230 zugezogenen Dominikanern ausgeführt und nicht etwa nur eine schon bestehende Kirche übernommen und adaptiert. An diesem Befund gibt es nichts zu rütteln. Die vielen akribisch angeführten Indizien aus Boden-, Mauer- und Materialbefunden sind überzeugend. Herausgehoben gehört in diesem Zusammenhang die Untersuchung zur »ausgeschiedenen« Vierung, der für die Rekonstruktion der romanischen Kirche eine Schlüsselfunktion zukommt (S. 53–61). Deren Quadrat gab die Struktur für die weiteren Raumeile der Anlage vor.

Dieser Befund ist in bezug auf den frühen Kirchenbau der Dominikaner im deutschsprachigen Raum wichtig und zwingt zur Korrektur am bisherigen Forschungsstand zum frühen Kirchenbau wie auch zu Selbstverständnis und Tätigkeit der Dominikaner dieser Frühzeit.

Von Anfang an war also in Zürich eine Großanlage geplant. Nach bisheriger Auffassung, der auch der Rezensent anhing (und für die es literarische und baugeschichtliche Stützen gibt), begnügten sich die Predigerbrüder der Anfangszeit mit bescheidenen Oratorien für die konventsbezogene Liturgie. Die Seelsorge – in Form der Predigt vor allem – betrieben diese »armen Wanderprediger« auf Plätzen, Straßen und in Pfarrkirchen. Erst so ab 1240/60 sei man zur »stationären« Seelsorge übergegangen und habe begonnen, dafür größere Kultbauten aufzuführen. Will man den Fall Zürich nicht als Ausnahme (bzw. Sonderfall) abtun, ist die »stationäre« Seelsorge, also die eigene Klosterkirche als Schwerpunkt der seelsorglichen und kultischen Dienste, früher anzusetzen bzw. war von Anfang an intendiert. Die Predigerbrüder also weniger »in evangelischer Armut umherziehende Wanderprediger« als vielmehr in der weiterentwickelten Tradition der Reformkanoniker des 12. Jahrhunderts stehend. Auf diesen Zusammenhang insistiert der Verfasser mehr-

fach. Man wird ihm dabei kaum zu widersprechen vermögen. Im Blick auf die in Angriff genommene Großanlage drängt sich auch die Frage auf, welche Vorstellungen sich die Geldgeber von Präsenz und Wirksamkeit der (wohl aus Straßburg) nach Zürich gekommenen Predigerbrüder machten.

Der Züricher Befund hat – wie erwähnt – auch mit dem Forschungsstand über den Kirchenbau zu tun (siehe den Untertitel: Ein Beitrag zur Architektur der Bettelorden im 13. Jh.). Romanischer Stil und Bauform der Züricher Kirche passen nicht zu den im deutschen Sprachraum seit 1240/60 in Angriff genommenen Großbauten. Diese folgen einem neuen Typ: Eine querschifflose dreischiffige langegezogene Basilika mit einem von Abseiten begleiteten Binnenchor. Die erhalten gebliebene ehemalige Predigerkirche Esslingen (wohl vor Regensburg Baubeginn) kann dafür als bestes Beispiel gelten. Das Raumgefühl der diesem Typ in Variationen folgenden Kirchen ist zwar noch romanisch, die Bauformen jedoch bereits gotisch. Die Züricher dominikanische »Stiftskirche« paßt dazu nicht. Sie spiegelt vielmehr die Frühzeit des Ordens, in der die Predigerbrüder aus ihrem Bewußtsein, in der Tradition der Reformorden des 12. Jahrhunderts zu stehen, auch noch deren »gebaute Armut« nachahmten (in Verbindung mit »Anpassung und Widerspruch« zu den regionalen wichtigen Kultbauten). Aus dieser Frühzeit blieben im deutschen Sprachraum nur von der Züricher Kirche so viele Bestandteile erhalten, die zur Rekonstruktion des Erstbaues hinreichen. Vgl. dazu S. 192–194 zu den Kirchen der 16 vor Zürich gegründeten Konvente der Teutonia, S. 194–199 zu denen der Gründungen von 1230 bis 1250.

Die weiteren Ausführungen im zweiten Teil befassen sich mit den späteren Baumaßnahmen an der Kirche. Im Kapitel drei (S. 100–122) wird der gotische Chor behandelt: Ein zwischen 1325 und 1357 in zwei Phasen auf romanischer Vierung und Altarraum aufgeführter vierjochiger ausgezogener Langchor mit einem Chorpolygon im 5/8-Schluß. Erhalten ist noch die Raumhülle, der Raum selber »zersetzt« von den eingezogenen Etageböden des Büchermagazins. Der Größe nach kommt der ursprüngliche Bau den erhalten gebliebenen Chören der Minoritenkirchen von Basel und Colmar gleich. Im vierten Kapitel (S. 142–166) wird das Langhaus als reformierte Pfarrkirche behandelt. Der zwischen 1611 und 1614 barockisierte Raum gehört zu den frühesten reformierten Kirchenneubauten der Schweiz. Teil drei befaßt sich mit den Konventsgebäuden und deren nachreformatorischen Geschicken. Auf S. 225–240 geht es um die Rekonstruktion der Klosteranlage; einzelne Fragmente und Grabungsbefunde lassen auf einen frühen Baubeginn schließen. Von dem einen 21 m langen und gleich breiten Kreuzgangquadrat ist wohl der an das Kirchenlanghaus grenzende Südflügel noch vor 1250 ausgeführt worden. Die rundbogigen Viererarkaden mit den kleinen gekuppelten Bogenstellungen dieser Seite stehen wie die Kirche noch in der romanischen Tradition. Der vom ehemaligen Dominikanerkloster Konstanz erhalten gebliebene Kreuzgang folgt dem Züricher Vorbild. Sakristei und Bibliothek im Ostflügel waren von Anfang an gewölbt.

Der kurze vierte Teil (S. 244–269) befaßt sich mit der Tonrohr-Wasserleitung des Klosters, die im Zuge der Grabungen 1990 entdeckt wurde. Es handelt sich dabei um eine Quellwasserleitung vom nahen Zürichbergabhang ins Kloster; eine technisch höchst aufwendige, den damals größtmöglichen Wohnluxus und Hygienestandard ausdrückende Einrichtung. Geleistet haben sich einen solchen Luxus nur Hochvermögende. In Zürich versorgte man sich mit dem reichlich vorhandenen Grundwasser. Die Anlage der Tonrohr-Wasserleitung entsprang also keiner versorgungstechnischen Notwendigkeit, sondern war vom Verlangen nach Prestige bei den führenden Schichten der Stadt diktiert. Vielleicht wollte man damit sagen: »Die Predigerbrüder verstehen sich auch auf moderne Technik!«

Diese Monographie wurde von einem Bauhistoriker erarbeitet und gilt in erster Linie der Baugeschichte der Predigerkirche. Nicht ins Gewicht fallende Ungenauigkeiten in bezug auf ordensspezifische Sachverhalte können also übersehen werden. Insgesamt sind an dieser vorzüglichen Arbeit nur Kleinigkeiten zu verbessern. Die wenigen Druckfehler lassen sich vom Kontext her ausbessern. Bei Jahreszahlen ist zu korrigieren der Todestag Jordans von Sachsen 1237 (und nicht 1236 wie S. 203); das Provinzkapitel 1463 (und nicht 1462 wie S. 241 mit zu korrigierender Anm. 596). Auf S. 106 und 108 muß es statt »rechteckiges« quadratisches Altarhaus heißen. In der S. 221, Abbildung 281 transkribierten Grabsteinschrift muß es richtig heißen: THEUTONIE. Bei den S. 190 angeführten Klostergründungen in Städten ohne Bischofssitz ist Wien nachzutragen; in der Tabelle dazu S. 191 ist in Spalte 7 daher statt Wien Passau einzusetzen; in Spalte 21 (bei Koblenz) Trier statt Mainz. Ein Querschiff hatte eine der nacheinander errichteten mittelalterlichen Wiener

Kirchen auf keinen Fall, wie aus dem Satz S. 190 (mit Anm. 449) gefolgert werden könnte; auf S. 193, wo kurz zum frühen Wiener Chorbau referiert wird, ist denn auch keine Rede von einem Querschiff. Das in Anm. 449 erwähnte Querschiff des Barockbaues (begonnen 1631 und nicht 1622 wie S. 193 angegeben) hat andere Hinter- bzw. Untergründe! Das S. 211 (mit Abb. 265) angeführte Querschiff der Osnabrücker Dominikanerkirche ist ein Torso der geplanten dreischiffigen Halle. Die Konstanzer Predigerkirche war zunächst keine vierschiffige Basilika (so S. 197 und 203); beim vierten Schiff handelt es sich um einen späteren Anbau. Die Esslinger Dominikanerkirche war nicht vollständig eingewölbt (so S. 202), sondern nur bis zum sechsten Joch (von Osten her); die restlichen sechs erst zwischen 1483/87, bis dahin hatten sie eine flache Holzdecke.

*Isnard W. Frank OP*

ARNOLD SCHROMM: Die Bibliothek des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Kirchheim am Ries. Buchpflege und geistiges Leben in einem schwäbischen Frauenstift (Studia Augustana, Bd. 9). Tübingen: Max Niemeyer 1998. XI, 401 S. Geb. DM 122,-.

CHRISTOPH ROTH: Literatur und Klosterreform. Die Bibliothek der Benediktiner von St. Mang zu Füssen im 15. Jahrhundert (Studia Augustana, Bd. 10). Tübingen: Max Niemeyer 1999. 439 S. Geb. DM 146,-.

Es ist zu begrüßen, daß inzwischen häufiger nicht mehr nur die Besitzrechte und die Urkunden, sondern auch das geistige Leben und die Bibliotheken der Klöster das Interesse der Forschung finden. Durchgeführt werden solche Untersuchungen von Historikern, Theologen und Literaturwissenschaftlern gleichermaßen. Die Dissertationen von Arnold Schromm und Christoph Roth entstanden am altgermanistischen Lehrstuhl von Professor Johannes Janota in Augsburg. Beiden Autoren geht es zunächst darum, im Rahmen der Überlieferungsgeschichte von Texten Provenienzbestände einzelner Klöster nach Umfang und Inhalt zu rekonstruieren. Sie wollen den Normalfall einer Bibliothek schildern, den eines kleineren süddeutschen Zisterzienserinnenklosters vom 13. bis zum 18. Jahrhundert und den einer nicht allzu bedeutenden Benediktinerabtei in der Reformperiode der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Beide Arbeiten bieten einen detaillierten Überblick über Gesamtbestand und Erscheinungsbild der jeweiligen Bibliotheken, beschreiben Einbände, Buchschmuck, Signaturen, Besitz- sowie Schreibervermerke. Den Darstellungen sind als Anhang Kurzkataloge der Bibliotheksbestände angefügt (Schromm S. 201–352, Roth S. 255–375). Roth hat zudem ein Verzeichnis der ältesten St. Manger Signaturen und der mit ihnen gekennzeichneten Handschriften und Drucke erarbeitet (S. 355–372), Schromm eine Liste der Kirchheimer Äbtissinnen und Nonnen vom 14. Jahrhundert bis 1795 (S. 161–179). Die erhaltenen Bände beider Bibliotheken werden heute zumeist in der Universitätsbibliothek Augsburg verwahrt, in die sie aus der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek gekommen sind.

Das um 1270 von Graf Ludwig von Oettingen gestiftete Zisterzienserinnenkloster Kirchheim war ein Adelskloster mit geringer eigener Schreibtätigkeit. Bücher wurden durch Kauf bzw. durch gezielte Auftragsvergabe an Weltkleriker und Mönche benachbarter Klöster beschafft, kamen vielfach aber auch durch Schenkung ins Klosterbesitz. Die Kirchheimer Nonnen benötigten liturgische Texte sowie Gebets- und Betrachtungsliteratur, um ihrer religiösen Berufung in Gebet und Gottesdienst nachzukommen. Vorhandene wissenschaftliche Literatur in Latein war dem Gebrauch der Beichtväter und Prediger des Klosters vorbehalten. Wie ein Vergleich der Bibliotheksverzeichnisse (1436, 1545) mit den erhaltenen Handschriften zeigt, wurden deutsche Texte zum Gebrauch der Nonnen normalerweise offenbar nicht in der Bibliothek, sondern in den Zellen der Nonnen selbst aufbewahrt. 1545 enthielt die Bibliothek 23 deutsche Handschriften, nachweisbar sind im Buchbestand aber fast 120 deutsche Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts.

Schromms inhaltliche Auswertung konzentriert sich darauf, die für die einzelnen Zeitabschnitte nachweisbaren Handschriften und Drucke mit dem Gang der Klostergeschichte in Beziehung zu setzen. Dieser Ansatz geht vor allem für die Reformzeit des 15. und frühen 16. Jahrhunderts auf, in der die Förderer der Reform den Handschriftenbesitz auch durch zahlreiche Buchschenkungen mehrten. Der von Schromm ausführlich beschriebene Kampf der Nonnen für den Erhalt des Klosters in der Reformationszeit zwischen 1540 und 1560 schlug sich demgegenüber im Bibliotheksbestand nur dadurch nieder, daß damals der Bucherwerb fast ganz zum Erliegen kam. Aus dem 13.